

Nr. 37. Posen, den 14. September. 1890.

Zwei Seelen und ein Gedanke.

Von F. v. Kapff-Essenther.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Etwas ruhiger und gefaßter vermochte sie jetzt zu antworten: „Nein, Herr Doktor, diesmal thun Sie mir Unrecht; ich kann die Wahrheit hören; so schwach, wie Sie glauben, bin ich nicht. Ich sehe auch vollkommen ein, daß Sie Recht haben, ich ahnte dunkel, was Sie mir jetzt so klar, so überzeugend auseinandersetzten."

„Da Sie unabhängig sind", entgegnete er, „frei sind von der Sorge um das tägliche Brot, die uns andere knechtet, so mag es gut sein. Ich bereue meine Härte, meine Rücksichtslosigkeit nicht. Es giebt ein anderes Glück für Sie!"

Er war dicht vor sie hingetreten, ihr den Weg abschneidend, und sah ihr so dicht, so nahe in die Augen, daß sie fast seinen Athem fühlte. Es war, als wollte er die Wirkung seiner Worte in ihren Augen lesen. Aber sie hielt die Lider beharrlich gesenkt, sie hielt den Athem an, sie bezwang ihre bebenden Glieder und regte sich nicht.

„So stolz, so unnahbar?" sagte er mit seiner weichen Stimme.

Sie fühlte einen namenlosen, unbestimmten Schreck.

„Meine Mutter wird mich vermissen", stammelte sie.

Er blickte eine Weile nachdenklich in die grünen Wipfel und dann milde, wie zu einem Kinde auf sie herab. Und jetzt sagte er noch: Nein, ganz verstummt und vergraben ist das Herz nicht, nur einsam."

Er sagte nicht einmal „mein Herz", so ungewohnt schien es ihm aus der Tiefe seiner Seele zu sprechen. Und sie war so ungeschickt, so unbeholfen, ihm gar nichts zu erwidern. Sie fühlte sich heute gedemüthigt und beschämt durch sein Vertrauen, wie gestern durch seine Kritik.

Ohne es selbst zu bemerken, waren sie wieder aus dem Wald getreten und standen in der vollen Sonne vor der Steinbrüstung am Berghang. Aber sie sahen nicht nach der Aussicht.

„Wie kommt es doch, daß Sie so allein sind?" sagte sie endlich ganz leise und schüchtern.

„Das ist sehr einfach", entgegnete er, „weil ich niemand habe, der mich liebt und versteht."

„Das kann doch nicht immer so gewesen sein?" rief sie hastig.

„Es ist eine Geschichte, die gar nichts besagt", sprach er einfach. „Das Verhängniß lag in meiner Art, zu sein und zu empfinden. Ich hatte eine schöne Jugendliebe; aber — als ich einigermaßen zum Manne herangereift war — überzeugte ich mich, daß unsere Seelen einander fremd geworden, oder besser: fremd geblieben waren. Und ich entsagte. Dann liebte ich eine kleine Weile lang jede. Und dann fand ich ein Weib mit heißem Blut und flammender Seele, die mir gleich schien. Und eine Weile ward ich unsinnig — glücklich! Aber dieses selbe heiße Blut, das ich liebte, machte, daß sie mir treulos wurde. Und seither bin ich ganz allein geblieben. Aber warum Ihnen davon sprechen — warum diese Schatten in Ihren Frühling senken . . . Sie, Sie sollen an das Glück glauben!"

Sie vergaß sich vollständig. „Mein Gott", rief sie, „ist das ein Frühling, der keine einzige Knospe zum Blühen bringt?"

Bevor er antworten konnte, traten andere hinzu.

„Wollen Sie Fräulein Romanus einen Sonnenstich zuziehen?" sagte der kleine Journalist von gestern. „Doktor Krones selbst ist unempfindlich gegen Stiche jeder Art", wandte er sich scherzend an Julie.

Man begab sich zum Frühstück und, da das Wetter sich trübte, bald darauf auf den Heimweg. Julie bemerkte, daß Krones, wie ermüdet von seinen Repräsentationspflichten, still und in sich gekehrt schien. Seine Allerweltsliebenswürdigkeit mochte erschöpft sein. Und das erfüllte sie mit einer geheimen Genugthuung, mit einem Gefühl des Triumphes. Er war offen und herzlich gegen sie gewesen; nur gegen sie; gegen die anderen war er heute gar nicht liebenswürdig. Auch im Coupé saß er schweigsam, ja ein wenig blaß an ihrer Seite. Nur hie und da blickte er milde und zärtlich nach ihr. Und wie sie in dem Getöse der Bahnfahrt, in der leichten Dämmerung des Coupé's in sein ernstes Gesicht blickte, überkam sie eine räthselhafte, ungeahnte Regung, eine heiße Regung der Zärtlichkeit für diesen Fremden, der sie so tief gekränkt, so bitter gedemüthigt. Und sie erschrak so sehr über sich selbst, daß sie kaum im Stande war, das Coupé zu verlassen.

Und als er Tags darauf, zum Abschiednehmen, ganz so wie das erstemal in seiner grauen Reisejoppe den Kiesweg entlang geschritten kam, da zwang sie ihr pochendes Herz zur Ruhe.

Diesmal hatte er kein Rendezvous, welches ihn forttrieb, und er nahm auch den Kaffee an, ja, er trank sogar zwei Tassen davon. Er plauderte freundlich mit Mama über seine Reisen. Und dann berichtete er ihr sehr gemüthlich von der Einrichtung seines Junggesellenlebens.

Julie saß recht schweigsam dabei. Unaufhörlich frug sie sich, warum er eigentlich gekommen sei. Nach dem Kaffee spazierte sie mit ihm im Garten herum und auf der Wiese hinter demselben, wo das Grummetheu duftete und einzelne Zeitlosen ihre blassen Köpfchen erhoben. Aber auch jetzt be-

rührte Doktor Krones die Literatur nicht. Sie tauschten Erinnerungen aus ihrer Jugend aus, weiter nichts. Die Spannung zwischen ihnen war völlig gewichen, sie sprachen offen und herzlich mit einander, wie zwei Jugendfreunde. Sonderbarerweise machte er heute auch gar keine Witze mehr, weder gute noch schlechte. Er schien diese nur für besondere Gelegenheiten in Bereitschaft zu haben.

Julie und ihre Mutter kehrten am Tage nach dem Ausflug in ihre Sommerwohnung zurück. Eben als sie im Begriff waren, wegzufahren, überraschte sie Doktor Krones. Er wollte noch einen Tag länger als die andern Theilnehmer bleiben und bat um die Erlaubniß, die Damen noch einmal in ihrer Villegiatur besuchen zu dürfen. Mama nahm natürlich seine Zusage voll Vergnügen entgegen.

Warum blieb er noch einen Tag länger; warum kommt er nochmals? So frug sich Julie immer wieder. Er hatte nichts mehr mit ihr zu thun, es war alles erledigt, durchgesprochen, er hatte gethan, was er konnte.

Und da beschlich immer wieder eine sonderbare Ahnung ihr Herz, eine Ahnung, die so thöricht und doch so süß war: er blieb ihretwegen! Dann aber bekämpfte sie diese Ahnung wieder mit aller Willenskraft. Gewiß! er hatte ihr noch irgend einen Vorschlag zu machen, ein letztes Almosen des Mitleids zu geben. Aber dieses süße heiße Bangen kam immer wieder, und momentan überraschte sie sich bei einer schwindelnden Vorstellung: Wenn das Liebe wäre! — Aber nein, nein! Nie war sie so eitel, so thöricht, so selbstgefällig gewesen, wie andere Mädchen, und sie wollte sich selbst getreu bleiben.

Jetzt blickte er auf die Uhr und bemerkte, daß es Zeit sei, aufzubrechen; denn er wollte mit dem Nachtkurierzuge nach seiner deutschen Heimath zurückkehren. Jetzt überkam sie ein Gefühl bitterer Enttäuschung. War er denn wirklich nur gekommen, um Kaffee zu trinken, ein wenig zu plaudern, gleichsam von den Strapazen der vorhergehenden Tage auszuruhen? Es schien so.

Er verabschiedete sich sehr herzlich von der Mutter und drückte die Hoffnung aus, die Damen wiederzusehen. Er reise viel und käme wohl bald wieder her. Sie begleiteten ihn bis vor das Haus. Er schien bewegt, und jetzt sah er Julie fragend, seltsam fragend an. Noch immer zögerte er, dann grüßte er nochmals und ging. Die Mutter kehrte gleichmüthig in's Haus zurück. Julie stand noch vor dem Thore und blickte dem Scheidenden nach, während ein bitteres Weh wie ein zweischneidiges Messer durch ihre Seele ging. Er schritt sehr langsam den Fußweg dahin, der parallel mit der Straße an dem Waldrand hinläuft. Jetzt, gerade an der Biegung, wo die Bank ist, blieb er stehen und sah zurück. Sie konnte auf diese Entfernung hin nichts unterscheiden, aber sie fühlte deutlich, daß sein Blick sie rief. Und ohne sich zu bedenken, ohne Hut, Schirm und Handschuhe, lief sie ihm nach. Er kam ihr entgegen. Ihr war plötzlich ganz froh und leicht zu Muthe geworden, als wäre nun alles gut.

„Ich will Sie noch bis zum Bahnhof begleiten, Herr Doktor", sagte sie ganz unbefangen. Und er sah sie so freudestrahlend an, als wäre es ein ganz außerordentliches Glück, das sie ihm verhieß.

„Wie gut, wie lieb von Ihnen!" rief er. „Es fiel mir eben ein, daß ich Ihnen noch etwas zu sagen habe, nämlich die Antwort auf Ihren lieben langen Brief von damals."

Eben pfiff eine Lokomotive drüben auf der Strecke.

„Ihr Zug ist schon fort, Herr Doktor", rief Julie; „nun müssen Sie eine Stunde warten, dann kommt der nächste."

„So warte ich denn", sagte er, und sie ließen sich auf der Bank nieder, wo Julie mit Mama des Abends immer zu sitzen pflegte.

Drüben ging die Sonne unter, der sie so oft mit sehnsüchtigem Ferngefühl nachgesehen hatte. Und in ihrer rothen Gluth sah man den Zug mit der weißdampfenden Lokomotive verschwimmen.

„Ach, meine Sappho!" rief Julie so ohnehin. Niemals noch hatte sie ihr Buch so geringschätzig erwähnt.

Er aber entgegnete: „Ja, Ihre Sappho! Sie schildern in ihr ein Ausnahmewesen und ein Ausnahmegeschick, ich ein Wesen, welches dem allgemeinen Geschick verfällt und darunter leidet, weil es diesem Geschick entrinnen wollte. Beides hat seine Berechtigung in der Poesie. Aber im Leben — und was ich Ihnen sagen wollte, Julie — zwar ich habe kein Recht dazu, aber ich muß es doch sagen — wählen Sie sich kein Ausnahmegeschick, es ist selten ein glückliches. Verschließen Sie sich nicht kalt und stolz in den Jahren des Glückes, des Gefühls. Dünken Sie sich nicht zu groß, nicht zu gut für das Loos des Weibes; verschließen Sie Ihr Herz der Liebe nicht, ich bitte, ich beschwöre Sie, nur um Ihretwillen, denn ich, ich sehe es ja ganz klar, daß ich nicht der Glückliche sein werde . . ."

Und während er sagte, daß er es nicht sei, öffnete er die Arme nach ihr. Ein Sturm von Wonne, Liebe und Glück brauste durch ihre Seele und sie sank in seine Arme. — — —

* *
*

Doktor Krones war in jener Nacht nicht abgereist, sondern erst eine Woche später, und dann ließ er Julie als seine Braut zurück. Sie waren beide unaussprechlich glücklich. Und sie wollte nie mehr eine Zeile schreiben; er meinte, das wäre noch abzuwarten.

Wilhelm war sehr bestürzt, als er gewahrte, daß er doch zu lange „überlegt" hatte. „Nun ja", meinte er, „zwei Seelen und ein Gedanke", darauf folgt „zwei Herzen und ein Schlag." „Aber, liebe Julie, wenn man sich sein Glück auch nicht drei Jahre lang überlegen sollte — sein Herz binnen drei Tagen zu vergeben, wie Sie, das finde ich denn doch unüberlegt!"

Selbstverschuldet.

Eine Reise-Erinnerung von Julius Steinbach.

Wir hatten uns seit acht Jahren nicht gesehen, nicht einmal einen schriftlichen Verkehr unterhalten, und doch waren wir ehedem die besten Freunde gewesen. Wir hatten zusammen die Schulbänke gedrückt und später die Universität bezogen, zusammen gearbeitet und alle Genüsse des freien Studentenlebens durchgekostet. Gerade die Verschiedenartigkeit unserer Charaktere schien unser Freundschaftsverhältniß nur fester und inniger zu gestalten. Unsere Neigungen, Fähigkeiten, Anlagen ergänzten sich derartig, daß jeder von uns den Anderen als einen Theil seines eigenen Ichs betrachtete. Unsere Ansichten und Meinungen gingen häufig genug auseinander, so daß zuweilen eine ernste Zwistigkeit einzutreten drohte, aber stets fand schließlich wieder eine Einigung statt. Kurz, unsere Freundschaft schien unauflösbar und keiner von uns hätte damals gedacht, daß dieselbe schon bald nach unserer Trennung, wenn auch nicht erkalten, so doch scheinbar sich allmählig so abschwächen sollte, daß in dem anfangs sehr lebhaften Briefwechsel die Pausen immer größer wurden, bis derselbe schließlich ganz einschlief.

Ereignisse, die tief in mein Leben einschnitten, lenkten mein ganzes Fühlen und Denken in andere Bahnen; die bittersten Enttäuschungen bewirkten eine vollständige Umgestaltung meines inneren Seins und Wesens, und nur in diesen Umständen fand ich eine Erklärung dafür, daß ich selbst nichts gethan hatte, um meine freundschaftlichen Beziehungen zu Waldemar von Dahlen aufrecht zu erhalten. Und doch war das Gefühl der Freundschaft für ihn in mir keineswegs erloschen. Oft gedachte ich der harmlosen, schönen Zeit des Zusammenlebens mit dem überall beliebten, allzeit fröhlichen „schönen Waldemar", wie

wir ihn gewöhnlich nannten; war ja doch fast jede Erinnerung aus meinem Knaben- und Jünglingsalter mit ihm verknüpft.

Während der Zeit, in welcher Waldemar und ich außer allem Verkehr gestanden hatten, war ich vom Schicksal hierhin und dahin geworfen worden. Eine unbezwingliche Wanderlust hatte mich schon seit Jahresfrist von der Heimath fern gehalten. Auf meinen Kreuz- und Querfahrten war ich auch nach dem Lande der Sauberkeit geführt worden und erfreute mich schon seit fast zwei Monaten an den Schönheiten der holländischen Residenz, obgleich ich ursprünglich beabsichtigt hatte, nur einige Tage dort zu verweilen.

demselben Augenblick aber sprang auch Waldemar, mich erkennend, auf. Eine wahrhaft herzliche Begrüßung folgte und bald saßen wir zusammen, die zahlreichen gegenseitigen Fragen beantwortend. Mein Freund theilte mir mit, daß auch er zum ersten Male den Haag besuche und erst den Abend vorher eingetroffen sei. Es war selbstverständlich, daß sich zwischen uns fortan derselbe freundschaftliche Verkehr entwickelte, wie er in früheren Jahren stattgefunden hatte und so kam es, daß ich meine täglichen Ausflüge nach Scheveningen nunmehr in Gesellschaft meines Freundes machte. Waldemar war hinsichtlich seiner freundschaftlichen Gefühle mir gegenüber der alte geblieben, dagegen



Die kaiserliche Yacht „Hohenzollern."

Nachdem ich bereits vorher Hollands größte Stadt, Amsterdam, Hollands älteste Städte, Leyden und Utrecht, kennen gelernt hatte, war ich überrascht worden durch den Eindruck, den die Residenzstadt Haag auf jeden Fremden ausüben muß. Von Grund aus eine aristokratische Stadt, bietet der Haag eine Fülle von Sehenswürdigkeiten und Genüssen, besonders in künstlerischer Beziehung. Was mich aber am meisten fesselte, das war die Umgebung und hier wiederum hauptsächlich das ungefähr drei viertel Stunden entfernte Seebad Scheveningen. Fast täglich führte mich mein Weg hinaus nach den Dünen, sei es, daß ich zu Fuß die prachtvolle Ulmenallee entlang wanderte, oder unter Benutzung der Dampfstraßenbahn Scheveningen besuchte.

So saß ich auch eines Vormittags in einer nach der See zu gelegenen Veranda des großartigen „Grand Hôtel des Bains", dem Treiben der eben von der See zurückgekehrten Fischer unten am Strande zuschauend und mit Wohlbehagen die köstliche Seeluft einathmend. Die Badesaison hatte eben erst ihren Anfang genommen und nur wenige Fremde saßen gleich mir in den Veranden oder ergingen sich am Strande.

Ein Herr hatte inzwischen an einem hinter mir stehenden Tische Platz genommen. In Gedanken versunken hatte ich sein Kommen nicht bemerkt, und erst als er den herbei eilenden Kellner beauftragte, Thee zu bringen, kam mir die Stimme des neuen Gastes so außerordentlich bekannt vor, daß ich mich umwandte und sofort meinen alten Jugendfreund Waldemar von Dahlen wieder erkannte, obgleich ein mächtiger Vollbart, den er früher nicht getragen, sein edles Gesicht umrahmte. In

war mit seinem ganzen Wesen eine bedeutsame Aenderung vor sich gegangen. War er früher im Besitze eines geradezu unverwüstlichen Humors gewesen, so gab er sich jetzt häufig Grübeleien hin.

Es war mir klar, daß Waldemar während dieser Zeit unserer Trennung seelisch gelitten und trübe Erfahrungen irgend welcher Art seiner sonstigen Fröhlichkeit Abbruch gethan haben mußten. Bald sollte ich die Ursache dieser Veränderung meines Freundes kennen lernen.

Nur wenige Tage, nachdem wir uns wieder gefunden, waren wir eines Vormittags schon frühzeitig aufgebrochen, um auf einem Umwege durch das prachtvolle Buchen- und Eichengehölz, het Bosch, nach Scheveningen zu gehen. Waldemar war an diesem Tage trüber denn je gestimmt und alle Versuche meinerseits, ihn zu erheitern, waren vergebens gewesen. So hatten wir Scheveningen erreicht. Beim Heraustreten aus dem Walde war ich überrascht durch die Schönheit des Bildes, welches sich vor unseren Augen entrollte. Vor uns das leicht bewegte endlose Meer mit dem lebhaften Treiben am Strande, links die Prachtbauten des Bades Scheveningen, welche die, wenn auch armseligen, so doch sauberen Häuschen des Fischerdorfes Scheveningen einschließen. So freudig überrascht ich durch den selten schönen Anblick war, so schien Waldemar durch denselben nur noch wehmüthiger gestimmt zu werden. Hätte er mir nicht selbst gesagt, daß er ebenso wie ich, zum ersten Male, in dieser Gegend sich aufhalte, so würde ich zu der Annahme gekommen sein, daß hier der Schauplatz der trüben Erfahrungen meines Freundes zu suchen sei.

„Es wäre nicht so übel", unterbrach ich das beiderseitige Schweigen, „sich in dieser Gegend einen Sommersitz zu bauen. Leicht ließen hier alle Vorzüge der Residenz sich mit der Herrlichkeit, Tiefe und Sinnigkeit eines zurückgezogenen, einsamen Stilllebens vereinigen. Man findet hier eine Mannigfaltigkeit und Unerschöpflichkeit der Naturanschauung, die den Geist bei den angestrengtesten Studien gesund erhalten müssen und das Herz nicht darben lassen. Du bist ein reicher Mann — führe den Gedanken aus!"

„Ich war der Ausführung einst schon näher, als Du denkst", entgegnete Waldemar, „und nur die Verhältnisse — sind Schuld, daß sie nicht allen Ernstes zu Stande kam."

„Die lieben Verhältnisse", brummte ich vor mich hin.

„Ich weiß", versetzte Waldemar mit einem sarkastisch bitteren Lächeln, „dieses Wort ist Mißklang in Deinem Ohr. Ich kenne Dich lange genug, um zu wissen, welche gewaltige Scheu Du vor den sogenannten Verhältnissen hast. Du wolltest Dich immer lieber mit einem bescheidenen Auskommen begnügen, als durch eine den Verhältnissen dargebrachte Huldigung zu Stellung, Einfluß und Reichthum zu gelangen. Du hast Dich halsstarrig von Deinem Glücke abgewendet, wenn es Dich in Verhältnisse zwingen wollte, ja Du wärst im Stande, das Unglück herauszufordern, das Leben auf das Spiel zu setzen, mit kaltblütiger Verachtung ins Verderben zu gehen, um ein Verhältniß zu brechen, das Dich einschränkt, das Deiner Neigung, Deiner Ueberzeugung in den Weg tritt; — ein Glück für Dich, daß Du so genügsam, so stark und so unermüdlich bist, — Du weißt wie sehr ich Dich für dies Alles liebe, aber ich bin schwächer als Du!"

„So höre ich Dich heute zum ersten Mal sprechen", rief ich aus, meines Staunens nicht mächtig. „Du schwächer als ich? Du, der mir immer als ein Vorbild stolzer Männlichkeit erschienen, der nie Nein sagte, wo er ja gesprochen, den nichts aus seiner Besonnenheit, seiner prüfenden Ueberlegung herausbrachte, der mich vor hundert Narrheiten abhielt und mir täglich Gleichmuth predigte? Bin dagegen ich mit meiner Reizbarkeit, meinem Trotz, meiner Weichheit, meinem leichtsinnigen Uebermuthe und meiner verzweifelten Resignation — nicht ein wahres Kind gegen Dich?"

„Das ist die Verschiedenheit der Situation", bemerkte Waldemar, „und wohl auch die Verschiedenheit der Anlagen! Und dennoch bin ich in *einem* Punkte schwächer als Du, minder charakterfest, minder muthig. Glaube mir, mein Freund es giebt einen Punkt, wo Du stark bist, und wo meine Kraft mich verläßt. *Du erträgst, was Dir das Schicksal bringt, — ich würde dem Wandel erliegen.*"

„Pah", rief ich aus, „das glaub' ich nicht, daß Dich das Schicksal so leicht ins Bockshorn jagen wird!"

„Wenn ich aber meine Schwäche kenne? Wenn ich", erwiderte Waldemar in Eifer gerathend, „die leidige Erfahrung gemacht? Es ist so, ich versichere Dich, es ist so! Ich bin im Stande, im Unglück schwach, unmännlich, feige zu handeln!"

„Und ich", rief ich aus, „ich glaube es nicht trotz all' Deiner Betheuerungen!"

(Fortsetzung folgt.)

Aphorismen.

Je mehr der Mensch des ganzen Ernstes fähig ist, desto herzlicher kann er lachen. Menschen, deren Lachen stets affektirt und gezwungen herauskommt, sind intellektuell und moralisch von leichtem Gehalt; wie denn überhaupt die Art des Lachens oder andererseits der Anlaß dazu sehr charakteristisch für die Person ist.

Schopenhauer.

* * *

Der Witz ist schnell denkender, schnell spielender Verstand, eine elektrisch wirksame Kraft, die nicht mühsam sucht, sondern findet und erfindet.

J. Weber.

* * *

Vieles Lesen macht stolz und pedantisch; viel sehen macht weise, verträglich und nützlich. Der Leser baut eine einzige Idee zu sehr aus; der Vielseher nimmt von allen Ständen etwas an, modellirt sich nach allen, sieht, wie wenig man sich in der Welt um den abstrakten Gelehrten kümmert, und wird ein Weltbürger.

Lichtenberg.

* * *

Berühmt zu werden hält nicht schwer,
Man darf nur viel für kleine Geister schreiben;
Doch bei der Nachwelt groß zu bleiben,
Dazu gehört schon etwas mehr.

Gellert.

* * *

Während dem gewöhnlichen Menschen sein Erkenntnißvermögen eine Laterne ist, um seinen Weg zu beleuchten, ist es dem Genialen die Sonne, welche ihm die Welt offenbar macht.

Schopenhauer.

* * *

Anhaltend tiefe Grübelei verzehrt
Den flücht'gen Geist, der in den Adern lebt;
Gleichwie ein langer angestrengter Gang
Die Muskelkraft des Wanderers ermüdet.

Shakespeare.

* * *

Die Falten auf der Stirne Dein,
Laß sie nur heiter ranken;
Das sind die Narben, die hinein
Geschlagen die Gedanken.

Und wird Dir auch kein Lorbeerreis
Aus Preis darum geflochten:
Auch der sei stolz, der sonder Preis
Des Denkens Kampf gefochten.

Scheffel.

Heiteres.

Romanphrasen. In einem Roman, welchen die in Brünn erscheinende „Moderne Dichtung" veröffentlicht, finden sich folgende Redeblumen: „Ich schielte mit souveränaugenblinzelnder, beinahe pfiffig schmatzender Selbstverständlichkeit nach seiner Enkelin hinüber." — „Ich erschrak vor diesem viperhaft anzüngelnden, in gezackten Kurven gebrochen schneidenden Feindseligen, das mir aus diesen kalten, harten, grauen Augen, aus diesem gleichsam in erzener Gliederzusammengeschmiegtheit kraftverrammelten Leibe entgegenzuckte." — „Ueber ihr volles, warmes, kühnes Gesicht zuckte es entrieselnder hin, mehr morgenwerdend, von innen und außen her gleichmäßiger zusammensprudelnd." — „Der Wind blies jetzt in spitzkugelig hinausgewölbten Sturmröhren daher, jetzt klatschte er sich Einem gegen den Leib wie ein platter, in mechanisch-aufgezogenem Rhythmus korrekt taumelnder Papierdrache." — „Dora war von blutrother, in breiten Lappen hinschießender Gluth überbrüht." — „Vom schmutzig-graurothen Pflaster herauf kam es unangenehm feuchtprinkelnd, und doch kroch eine dunstige Schwüle in geschärfthaarigen Einschlagsreizen an meinem Leibe in die Höhe, es fraß und brannte wie mit versteckter Behäbigkeit kriechende Raupenberührung."

* * *

Gleiches Recht für Alle. Ein Herr trifft auf dem Imperial der Tramway am Sonntag einen Mann, der ihn vor zwei Tagen als *Blinder* angebettelt und auch ein Geschenk empfangen hat.

„Was Teufel!" sagt der Wohlthäter, „Sie sehen ja! Warum sind Sie denn heute nicht blind?"

„Was wollen Sie?" entgegnet der unverfrorene Bettler, „*der Mensch muß doch auch seine Sonntagsruhe haben!*"

* * *

Veni, vidi, vici.

Ueberall, auf jedem Ball
Kam ich, sah und siegte —
Bis ich endlich Knall und Fall
Eine Gattin kriegte.

Als ich sie dann heimgeführt,
Kam sie, sah und siegte —
Bis ich endlich tiefgerührt
Selbst die Kinder wiegte.

Ihre Herrschaft auch ist aus,
Wie ich mich auch schmiegte —
Schwiegermutter ist im Haus,
Kam und sah und siegte!

(Fl. Bl.)

Verantwortlicher Redakteur: J. Steinbach in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.